



Gratisbeilage zur „Heisenheimer Zeitung“.

Spruch.

Kinder sind wie Blüten
Auf dem Gartenbeet,
Das der Mütter Hüten
Dauernd untersteht.

Mütter, nehmt die Scheren
Hurtiglich zur Hand!
Alles lind gewähren
Pflanzt euch Dorn ins Land.

Verschollen.

Roman von Arthur Bapp. (Nachdruck verboten.)

Eine große freudige Erregung ging durch alle Gauen des geeinigten deutschen Reiches. Am 10. Mai 1871 war in Frankfurt a. M. zwischen dem Fürsten Bismarck, als Kanzler des deutschen Reiches, und Jules Favre, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten der französischen Republik, der Friede geschlossen worden. Hunderttausende Herzen deutscher Männer und Frauen atmeten auf. Wohl war der Krieg so reich an glänzenden Taten und großartigen Siegen gewesen, wie sie früher kaum je ein deutsches Heer über einen ebenbürtigen Gegner davongetragen, wohl waren die Errungenschaften über die Waffen herrlich, aber das schönste war nun doch der Friede, ein in jeder Hinsicht glorreicher Friede, wie ihn noch nie zuvor ein deutscher Staatsmann geschlossen hatte.

Zubel und Freude herrschte in allen deutschen Gemütern, nicht am wenigsten bei den siegreichen Truppen. Ach, sie waren alle herzlich müde des rauhen Krieges mit seinen Gefahren, mit seinen Strapazen, sie alle sehnten sich nach Weib und Kind, nach Vater und Mutter. Welch eine erhebende Genugtuung für alle Leiden und Entbehrungen in Feindesland, als die Sieger nun endlich wieder den heimatlichen Boden betraten und stolzen Schrittes mit strahlenden Wienen ihren Einzug

in die Garnison hielten, umgeben von den begeisterten Jubelrufen der dankbaren Bevölkerung! Manchem einem der vom rauhen Kriegsleben abgehärteten Soldaten feuchtete sich das Auge vor Freude und Rührung und die schweren Tage und Nächte, die übermenschlichen Anstrengungen, das herzdurchschauende Bangen und Grauen der Schlacht waren vergessen in den überschäumenden Wonnen des Einzugsfestes.

Freilich, manch bitterer Tropfen Wermut floß in den Becher der Freude und manch einer von den Einwohnern schlich sich vom Fenster hinweg in sein stilles Kammerlein, um den Schmerz einsam auszuweinen. Viele, viele, die vor Jahresfrist frisch und voll strobender Kraft und Jugendlust, voll Begeisterung und Kampfesmut hinausgezogen, kehrten nicht wieder. Aber die um den Tod ihrer Väter, Mütter und Söhne Trauernden hatten doch wenigstens den Trost, daß das Blut der Helden, die ihr Leben in den großen Schlachten verloren

hatten, nicht umsonst geflossen war. Sie waren im Kampf um des Vaterlandes Größe und Herrlichkeit gefallen. Schlimmer waren die daran, die keine bestimmte Nachricht über das Schicksal ihrer nicht heimkehrenden Lieben erhalten hatten, denen man den Verbleib ihrer Angehörigen mit dem kurzen Bemerkten „Bermittelt“ angezeigt hatte, das die verschiedensten Möglichkeiten in sich schloß. Die Hoffnung, daß der Vermittelte noch am Leben war, vielleicht durch schwere Krankheit oder andere widrige Umstände verhindert, Nachricht zu geben, und daß er eines Tages plötzlich wieder auftauchen würde, war nicht ganz ausgeschlossen, aber noch wahrscheinlicher war die Vermutung, daß er, anstatt den rühmlichen Tod in freier Feld-



Die Schwester unseres Kaisers bei den Verwundeten.

Prinzessin Viktoria zu Schaumburg-Lippe, die Schwester unseres Kaisers, besuchte in Bonn das Lazarett „Glückauf“ und dabei wurde obige Aufnahme gemacht. Wir sehen die hohe Frau inmitten der Verwundeten. (Phot. Gito-Film.)

schlacht gefunden zu haben, tödlichem Fanatismus zum Opfer gefallen und meuchlings hingemordet worden war.

Schon seit Monaten litt Frau von Wallberg die Qualen solcher Ungewißheit. Am 19. Januar hatte die glorreiche Schlacht bei St. Quentin stattgefunden, in der die Armee des

Generals Baldbert durch die Truppen des Generals von Goeben gänzlich geschlagen und aufgelöst worden war. Auch das Infanterieregiment, in dem Egon von Wallberg als Premierleutnant und Adjutant gestanden, hatte an der Schlacht hervorragenden Anteil genommen. In der Verlustliste, die ein paar Tage später veröffentlicht worden war, hatte sich auch der Name Egon von Wallberg, des ältesten Sohnes der verwitweten Frau von Wallberg, befunden. Hinter seinem Namen aber hatte der lakonische Zusatz „vermißt“ gestanden. Und so war anfangs der Schmerz der Mutter und Schwester durch den Trost, daß der Vermißte sich vielleicht unerkannt in einem Lazarett oder in Privatpflege befände, gemildert. Und selbst die weiteren Nachrichten, die vom Oberst und Regimentskommandeur aus St. Quentin eintrafen, ließen diese Hoffnung auch durchaus nicht als unberechtigt erscheinen. Das eine war sicher, daß Egon in der Schlacht von St. Quentin nicht gefallen sein konnte, denn er hatte an ihr überhaupt nicht teilgenommen. Vom 12.—17. Januar hatte der Stab des Regiments in Chaulnes gelegen. Am Abend des 17. Januar hatte Egon ohne Auftrag seines Kommandeurs, wahrscheinlich von seinem Dienstfeifer und seinem Ehrgeiz getrieben, einen Refognoszierungsrütt unternommen, von dem er nicht mehr zurückgekehrt war. Weder den Angriff, den das Regiment am 18. bei Bernand unternommen, um den Feind aus seinen dortigen Positionen zu werfen, noch die Schlacht bei St. Quentin hatte Egon mitgemacht. Er war am 18. früh, als das Regiment antrat, um gegen Bernand vorzurücken, vermißt worden.

Seinen Dienst als Regimentsadjutant hatte einer der Bataillons-Adjutanten übernehmen müssen. In der Eile, in der die Operationen gegen den bei Bernand verschanzten Feind ausgeführt wurden, war natürlich keine Zeit gewesen, Nachforschungen nach dem Vermißten anzustellen. Der Bursche des Premierleutnants hatte dem Oberst berichtet, daß das Bett des Verschwundenen unberührt gewesen und daß sein Pferd im Stalle fehle. Demnach mußte angenommen werden, daß Egon von Wallberg von seinem Refognoszierungsrütt nicht zurückgekehrt war. Und da vor und nach der Schlacht bei St. Quentin sich der Vermißte unter den auf dem Schauplatz der Kämpfe des 18. und 19. Januar Gefallenen nicht befunden hatte, so war es wahrscheinlich, daß der tapfere junge Offizier bei seinem auf eigne Faust unternommenen Refognoszierungsrütt am Abend des 17. Januar dem Feinde in die Hände gefallen und gefangen genommen war.

Das bekümmerte Mutterherz hatte sich an diese Hoffnung geklammert und alle Morgen hatte Frau von Wallberg mit

von dem Vermißten eingetroffen wäre. Frau von Wallberg's Zuversicht wurde schwächer und schwächer, dennoch hatte sie die Hoffnung, ihren Lieblingssohn wiederzusehen, nicht aufgegeben. Sie redete sich allerlei Möglichkeiten ein — er konnte schwer krank in der Gefangenschaft sein, seine Briefe konnten nicht befördert worden oder unterwegs durch unglückliche Zufälle verloren gegangen sein.

Die fortwährende Unruhe dieser beständigen Seelenkämpfe, die sie zwischen Hoffnung und Verzweiflung hin und her trieben, zehrten natürlich an ihrer Gesundheit und als ihr zweiter Sohn Günther, der als Reserveoffizier in einem andern Armee-korps ebenfalls auch an dem siegreichen

Kriege teilgenommen, Anfang Juni in die Heimat zurückkehrte, erschraf er, wie sehr seine Mutter in der kurzen Spanne Zeit gealtert war.

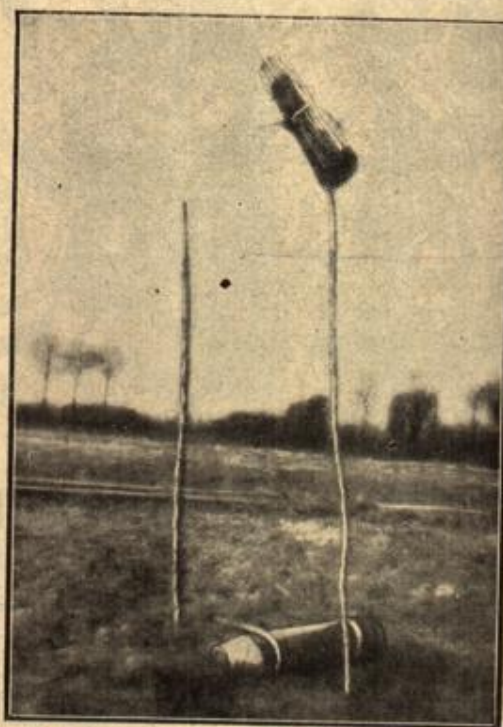
Flora von Wallberg hatte den Bruder vom Bahnhof allein abgeholt und mit freudigem Lächeln weidete sie sich an dem Anblicke des noch in schmucker Uniform Brangenden, als er neben ihr in der Kalesche saß, die die Geschwister nach dem heimatischen Gute brachte. Begeistert schilderte er den Empfang, der ihnen von der enthusiastischen Einwohnerschaft der Garnison seines Regiments bereitet worden war. Aber als er ein Stündchen später seiner Mutter gegenübertrat, verslog der Rausch der stolzen Freude, das Glück des Wiedersehens der Heimat. Wie tief sich die Linien des Kammers um ihre Augen und ihre Mundwinkel gegraben hatten! Wie hinfällig und gramgebeugt ihre Haltung geworden war!

Sie wollte sich zu einem Lächeln zwingen, aber es gelang nicht. „Verzeihe!“ sagte sie, „ich sollte froh sein und mich freuen, daß Du gesund und frisch wieder da bist, aber —“ ihre Stimme brach und aus der Tiefe des Mutterherzens drang ein unaufhalt-sames Schluchzen herauf. Erschüttert führte der junge Mann die Weinende in das Wohnzimmer. Hier ergriff er ihre beiden abgemagerten, schmalen Hände, streichelte und küßte sie und auch ihm drängten sich die Tränen ins Auge.

Am anderen Morgen fand eine Aussprache zwischen Mutter und Sohn statt. „Wir werden uns wohl in unser Schicksal ergeben und an den Gedanken gewöhnen müssen, daß Egon —“

Erschröden brach Günther ab. Seine Mutter hatte eine plötzliche Bewegung gemacht; jetzt schüttelte sie heftig mit dem Kopf und mit einer Energie, die ihn überraschte, erwiderte sie: „Nein, mein Sohn, so leicht findet sich eine Mutter nicht in den Gedanken, ihr Kind nicht wiederzusehen, solange noch die geringste Hoffnung vorhanden ist, daß es lebt.“

Und als er betreten und bestürzt schweigend mit dem Löffel in seinem Kaffee rührte, fuhr sie fort, während eine schwache



Ein Blindgänger mit Warnungszeichen.



Der österreichische Thronfolger, Erzherzog Karl Franz Josef, besorziert auf dem galizischen Schlachtfelde die tapfere Mannschaft eines Kavallerie-Regiments.

forgenden Blicken aufgeschaut, wenn ihre Tochter Flora ihr die Postfächer ins Zimmer brachte.

„Noch immer keine Nachricht von Egon?“

Aber das junge Mädchen hatte nur immer mit stummem Kopfschütteln antworten können. Und so waren Wochen und Monate vergangen, ohne daß ein Brief oder sonst eine Kunde

Röte in ihre bleichen Wangen stieg: „Freilich, während des Krieges waren ja Nachforschungen im Feindeslande unmöglich. Ueberall, wohin ich mich wandte, an das Auswärtige Amt, das Kriegsministerium, bedauerte man, mir nicht helfen zu können. Aber jetzt — jetzt ist die Zeit gekommen, wo wir an Ort und Stelle versuchen müssen, über Egons Schicksal Gewißheit zu erlangen.“

Und von diesem Gedanken war Frau v. Wallberg nicht abzubringen und am liebsten wäre sie selbst sofort aufgebrochen. Aber die Erklärung des Arztes, daß Frau v. Wallberg unter keinen Umständen daran denken dürste, eine so lange, strapaziöse und voraussichtlich mit starken Gemütserschütterungen verknüpfte Reise zu unternehmen, bestimmte sie schließlich, von dieser Idee abzulassen. Dagegen bestand sie darauf, daß Flora ihren Bruder nach Frankreich begleiten solle.

„Vielleicht ist es eine Privatangelegenheit gewesen,“ sagte sie, „die Egon veranlaßt hat, sein Regiment zu verlassen, ja vielleicht ist eine Frau, eine Liebesaffäre im Spiel gewesen.“

Und aus diesem Grunde, so fügte sie hinzu, sei es ratsam, daß ein weibliches Wesen zur Stelle wäre, wenn es gelten würde, zarte verschlungene Fäden zu lösen und sich in den Irrgängen weiblichen Empfindens zurechtzufinden.

Günther und Flora sahen, daß jeder Widerspruch vergebens sein würde. Die Mutter würde sich doch nie zufrieden geben und ihre Ruhe nicht eher wiedererlangen, als bis Egons rätselhaftes Verschwinden aufgeklärt sein würde. Und so trafen sie ihre Vorbereitungen. Eine alleinstehende alte Frau wußte, eine Schwester des verstorbenen Herrn von Wallberg, wurde gebeten, für die Dauer der Abwesenheit der Geschwister, Aufenthalt im Herrenhause von Lichtendorf zu nehmen und der vereinsamten Gutsherrin Gesellschaft und Pflege zu leisten.

Günther und Flora von Wallberg begaben sich zunächst nach Berlin, um sich Pässe und Empfehlungsschreiben zu verschaffen. Dann traten sie gemeinschaftlich die Reise an, die natürlich in dieser Zeit, wo die Eisenbahn vielfach noch von den Truppentransporten in Anspruch genommen und die regulären Zustände erst allmählich wieder eintraten, nicht so rasch und glatt vorstatten ging wie zu normalen Zeiten. Das Ziel der Reise war Chaulnes, der letzte Quartierort des Verschollenen. Es war ein kleines Provinzstädtchen und machte keinen angenehmen Eindruck; die Straßen waren schlecht gepflastert und zeugten von keinem großen Reinlichkeitsinn der Stadtverwaltung. Die Menschen auf der Straße sahen die Fremden mit mißtrauischen, finsternen Blicken an. In dem Gasthof, in dem sie Wohnung nahmen, herrschte ebenfalls starke Unsauberkeit und die Bedienung ließ zu wünschen übrig. Obgleich Günther und Flora geläufig französisch sprachen, hatte man ihnen doch wohl am Namen wie am ganzen Auftreten die verhassten „Prussiens“ bald angemerkt und jede Sandreichung erfolgte unlustig, und in der Art, wie man sie bediente, und in den Blicken, die sich auf sie richteten, lag stets ein stummer, aber beredter Vorwurf: „Was wollt Ihr Prussiens denn noch hier? Habt Ihr uns nicht lange genug belästigt und uns Mark und Blut aus den Knochen gesogen?“

Und wenn nicht in den umliegenden Städten noch deutsche Soldaten gelegen, so hätte man ihnen wohl überhaupt die Aufnahme verweigert und sie mit Gewalttätigkeiten vertrieben. Jedenfalls mußten die Geschwister auf den ihnen gewohnten Komfort verzichten und Günther, der ja unter diesem Mangel nicht so litt wie seine Schwester, war froh, daß die schwächliche fränkliche Mutter den täglichen Entbehrungen an einer ausreichenden Verpflegung und an Reinlichkeit und Bequemlichkeit nicht auch ausgesetzt war.

Günther wußte aus den Mitteilungen des Regimentskommandeurs, daß Egon in einem Wirtshause im Mittelpunkt der Stadt sein letztes Quartier gehabt hatte. Noch an demselben Nachmittag begab sich Günther von Wallberg zunächst allein in die „Auberge“ des Monsieur Bonnetain. Es war ein kleines zweistöckiges Haus, in dessen Erdgeschloß sich das Gastzimmer befand. In dem einfach ausgestatteten Raum saßen etwa ein halbes Duzend Gäste. Sie trugen alle, bis auf einen, blaue Blusen; einige hatten sogar ihre Füße in den unförmigen Holzschuhen stecken, die die Franzosen an ländlichen Orten an Werktagen zu tragen pflegten. Sie hatten alle Schnapsgläser mit einer grünlichen Flüssigkeit vor sich und rauchten aus langen Tonpfeifen. Sie sprachen und gestikulierten sehr lebhaft und fast in regelmäßigen Zwischenräumen spien sie unter den Tisch.

Der Eintritt des elegant gekleideten Fremden erregte natürlich Aufsehen; man steckte die Köpfe zusammen und schien im Flüsterton Ansichten über den neuen Gast auszutauschen. Hinter dem Büfett stand ein schwarzhaariges Mädchen, das,

als sich Günther gesetzt hatte, an seinen Tisch mit einem kurz fragenden „Monsieur?“ herantrat. Er bestellte einen Syphon und nahm dann mit Interesse seine Umgebung in Augenschein. Das Herz schlug ihm höher, während er sich vergegenwärtigte, daß sein verschollener Bruder einst wohl fast täglich in diesem Raume geweilt und vielleicht an demselben Tisch gegessen, an dem er Platz genommen.

Die Rückkehr des jungen Mädchens störte ihn in seinen Gedanken. Er blickte ihr neugierig ins Gesicht. Ihr Teint war gelblich, die Züge nicht auffallend hübsch. Dagegen konnten ihre großen dunklen, blitzenden Augen als schön bezeichnet werden. Ihre Formen waren rund und ausgebildet, obgleich sie offenbar blutjung und höchstens 17 Jahre alt sein mochte. Es fiel ihm auf, als sie Flasche und Glas vor ihn hinstellte und ihm dabei voll in das ihr zugewandte Gesicht sah, ihre Augen sich weit öffneten und ihn voll Erstaunen ansahen. Langsam kehrte sie darauf an ihren Platz hinter dem Schenktisch zurück. Günther goß sich Selterwasser ein und trank. Als er das Glas wieder auf den Tisch gestellt hatte und nach dem Büfett hinsah, begegnete er ihrem Blick, der mit gespanntem Interesse an ihm hing.

Nach einer Weile nahm sie einen großen Schwamm, ging damit zu den Tischen, um aufzuwischen. Auch zu ihm kam sie.

„Monsieur sind kein Franzose?“ fragte sie, ihn wieder mit großer Aufmerksamkeit betrachtend, mit behutsam gedämpfter Stimme.

„Nein, mein schönes Fräulein. Ich bin ein Deutscher. Hoffentlich nehmen Sie daran keinen Anstoß, wie so viele Ihrer Landsleute?“

„Nicht im geringsten.“

Sie sagte es mit so warmem Klang in ihrer Stimme, daß er überrascht aufblickte; ihre Mienen zeigten einen freundlichen Ausdruck.

„Sie hassen also die Deutschen nicht?“ fragte er, angenehm berührt.

„O nein!“

Das klang fast herzlich. Sein Interesse an dem hübschen Mädchen wuchs. „Sie haben deutsche Soldaten in Quartier gehabt?“ fragte er weiter.

„O ja, verschiedene. Fast den ganzen Krieg durch, die einen gingen, die andern kamen.“

Sein Herz begann heftig zu pochen.

„Mitte Januar wohnte ein junger Offizier bei Ihnen vom Regiment —“ Er nannte die Nummer.

Er bemerkte, wie ihre Augen funkelten, wie eine Röte in ihr Gesicht schoß, wie ihre Mienen vor Interesse zuckten.

Sie nickte.

„Ganz recht, Monsieur.“

Ihre Blicke hingen unverwandt an ihm und schienen jede Linie seines Gesichts zu durchforschen.

„Sie erinnern sich seines Namens, Mademoiselle?“

Die Röte auf ihren Wangen wurde noch um eine Nuance dunkler.

„O ja, Monsieur. Er hieß Egon de Wallberg.“

Sie sprach den Namen französisch — Wallbärsch. Ihre Anteilnahme war so interessiert geworden, daß sie ganz vergessen hatte, ihre Tätigkeit fortzusetzen und nun müßig, die Hände schlaff herabhängend, mit vorgeneigtem Oberkörper vor ihm stand. Und dann folgte hastig, im Ton gespannter Erwartung die Frage: „Sie kannten Monsieur de Wallberg?“

„Er war mein Bruder.“

„Ah!“

Der Ausruf war ihr lauter entchlüpft, als sie beabsichtigt hatte. Die Gäste drehten alle die Köpfe nach dem Paar um und der zornige Ausruf: „Louison!“ ertönte aus dem Munde eines sehr corpulenten, weißhaarigen alten Mannes, der an einem der Tische mit einem andern eine Partie Domino spielte. Er schien der „Aubergiste“ zu sein, denn gehorham eilte das junge Mädchen zu dem Diwanst hin, der in bloßer Weste und in Hemdsärmeln zwischen den Gästen saß.

Den jungen Deutschen beschäftigte ein paar Sekunden lang die Frage, ob er sich nicht dem Vater oder Brotherrn des freundlichen jungen Mädchens vorstellen und von ihm über Egon Erkundigungen einziehen wollte. Aber das, was er beobachtete, hielt ihn davon ab. Der Aubergiste sprach mit überlauter Stimme zornig auf das Mädchen ein. Ein paar Worte drangen deutlich zu dem Aufstehenden hinüber.

„Schwägerin! . . . mit jedem Fremden schöntun. . . .!“ Er glaubte sogar etwas wie „Maudits Prussiens“ zu hören, an denen die „fokette Louise sehr unpatriotisch einen Narren gefressen“ habe.

(Fortsetzung folgt.)

„Abrumko! Geh, Abrumko!“

Abraham Weinkäfer sprang in die Höhe, als hätte eine Bombe ins Zimmer geschlagen. Er sah sich zitternd nach allen Seiten um. Der Riegel war noch vorgehoben, die Vorhänge herabgelassen. Und doch —

„Geh, Abrumko!“

Ein struppiger Kopf tauchte aus der Falltür auf, einer Falltüre, die dem Boden so angepaßt war, daß sie sich in nichts von den übrigen schmutzigen Brettern unterschied.

„Ivan Gabrilowitsch!“ stammelte Abraham. „Du bist noch hier! Deine Leute —“

Ivan stieg vorsichtig die Leiter hinauf und ging auf Weinkäfer zu. „Abrumko!“ sagte er. „Ich will es kurz machen. Ich könnte Dich ja erschießen, damit Du mich nicht verräthst — nicht wahr? Aber dann kommen die Oesterreicher und damit ist mir nicht gedient! Deshalb — aber hast Du nichts zu trinken, Abrumko?“

Abraham schob dem Russen zitternd die Brantweinflasche zu. Ivan nahm einen tüchtigen Schluck und fuhr mit der Hand über den Mund.

„Du essen hatte ich dort unten ja!“ sagte er dann. „Aber der Durst! Na, Abrumko, jetzt wollen wir vernünftig miteinander reden. Wenn Du mich anzeigst — was hast Du davon? Sie werden Dich vielleicht belohnen; wirst Du davon satt? Ich, Abrumko, ich gebe Dir tausend Rubelchen, wenn —“

Ein spöttisches Lächeln verzog den Mund Abrahams.

„Bei der heiligen Mutter von Kasan!“ verschwor sich Ivan. „Sieh her!“

Er zog eine Brieftasche aus der Uniform. „Hier, Abrumko! Fünfhundert gleich auf die Hand! Und den Rest — denn ohne andere Kleider komm' ich nicht weit! Sonst hätte ich ja gleich durch den Gang — dachtest Du, ich kenn' den nicht? Wir haben ja schon manches Geschäftchen miteinander gemacht, Abrumko, heh?“

Er lachte rauh und griff wieder nach der Flasche.

Ein böses Leuchten glomm in den Augen des Juden auf.

Ja, er hatte so manches Geschäftchen mit dem Moskäl gemacht, wenn er Waren über die Grenze paschte. Und viele hundert Rubel waren in der gierigen Hand des damaligen Grenzaufsehers zurückgeblieben — der käufliche Hund!

Als die Russen in die Stadt einzogen, hatte Weinkäfer seinen Augen kaum getraut, als er den verachteten Unteroffizier als Leutnant wieder sah. Er hatte sich beeilt, das Wohlwollen Iwans mit harten Rubeln zu erkaufen. Das war Notwehr gewesen, wie das führe Geschäft. Aber Verrat — Verrat am eigenen Lande für den Erzfeind seines Glaubens!

Ivan hatte unter dem Trinken den wechselnden Gesichtsausdruck des Juden belauert. Jetzt klopfte er ihm begütigend auf die Schulter.

„Abrumko!“ sagte er. „Ich weiß, Ihr Juden haßt unser Mütterchen Rußland. Aber sieh mal, ob nun die Oesterreicher einen Leutnant mehr oder weniger fangen — bringt ihnen das Schaden? Und zeigst Du mich an, dann nehmen sie mir das Geld ab. Und dann, Abrumko, dann erzähl' ich auch von den Waren unten im Keller! Sind wohl alle verzoßt, Abrumko, wie?“ Er grinste höhnisch.

Abrahams Hand zitterte, daß das Gläschen an den Tisch stieß.

„Na, Abrumko? Ein Bauernkleid, ein Pelz nur — den Weg find' ich schon allein! Den kenn' ich! Bin Euch manch liebes Mal nachgeschlichen, wenn Ihr mit den schweren Paketen ginget! Vom Gang rechts durch das Moor — die Zeichen sind noch da und drüben stehen die Unseren!“

Abraham fuhr in die Höhe: „Und dann kommst Du mit ihnen zurück!“

Der Russe lachte. „Niel! O nein! Hab' genug von dem Schießen und Stechen! Wenn ich jetzt hinüber komme, werd' ich Oberleutnant, Hauptmann gar — und dann, hinter den Muschitz, verstehst Du! Ist sicherer!“

Weinkäfer stützte den Kopf in die Hand und überlegte. Der Russe schien es wirklich ehrlich zu meinen. Und tausend Rubel —

„Höre, Abrumko!“ drängte Ivan. „Du kannst ja mitgehen, wenn Du mir nicht glaubst! Halbwegs kehrt Du um, ziehst die Zeichen heraus. Und ohne die kommt Dir kein Teufel herüber! Fünfhundert, Abrumko! Zweitausend! Gleich! War auf die Hand!“

Zweitausend Rubel! Ein ganzes Vermögen! Und Ivan hatte ja recht! Ein Leutnant mehr oder weniger!

„Gib her das Geld!“ sagte Abraham heiser. — — —

Ivan hatte die Flasche in den Keller hinuntergenommen. Abraham entriegelte die Türe, zog Schafpelz und Mütze an und querte die Straße. Ein Bauernanzug! Der war bald geschafft! In der Vorstadt draußen . . . der rote Moschko hatte ihrer ein Duzend hängen und fragte auch nicht, wozu man sie etwa brauchte.

Auf dem großen Plage wimmelte es von Menschen. Juden im Kasan standen und gingen dort, Bauern im Schafpelz, gepuhte Damen und Herren. Eben zog ein Regiment durch, Lannenzweige an den Mützen. Und alles jubelte den Befreiern zu. Abraham drückte sich scheu in die nächste Seitengasse. — Wie sie jubelten! Und er — und er!

Abraham gewann die Vorstadt auf Umwegen und sah jedem Vorbeigehenden mißtrauisch nach. Sein Gewissen war doch sonst nicht so zart gewesen! Seit Jahren schon schmuggelte er hinüber und herüber und das sollte doch auch Unrecht sein!

Zwar Ivan Gabrilowitsch war der Aergste noch nicht. Er saß wie ein Vieh und stahl wie ein Rabe — nun, ein Moskäl! Aber gutmütig, sehr gutmütig! Und feige! Der würde den Oesterreichern nicht viel Schaden tun! Und dann — zweitausend Rubel! Ein Vermögen!

Endlich erreichte Abraham die Vorstadt, todmüde wie nie nach einer durchwachten, auf Schleichpfaden zugebrachten Nacht. „Moschko! Geh, Moschko!“

Er legte dem Althändler, der in der Ecke seines Ladens zusammengekauert saß, die Hand auf die Schulter. Moschko stand schwerfällig auf und starrte Abraham mit erloschenen Augen an.

„Bist Du's, Abrum? Kommst nach mir sehen? Nun, der Ewige wird gnädig sein und sich bald meiner erbarmen!“

„Um Gott, Moschko! Du lästerst!“

„Lästere ich? So? Und wenn Dir Dein Weib, mit dem Du zehn Jahr' lang gewirtschaftet hast, Abrum, wenn Dir Dein Weib —“

„Um Gott! Moschko! Die Zütta?“

Der rote Moschko sah Abraham fragend an.

„Du weißt es noch nicht, Abrum? Nu, morgen wird es schon jeder wissen, Abrum! Den Tag bevor der Moskäl auszog — der Ewige mög' ihn strafen an Kind und Kindeskind — da haben sie mein Weib —. Und gestern ist die Zütta in den Fluß gegangen. Oben in der Stube liegt sie, bis die frommen Frauen sie waschen. Gott möge ihr die Sünde nicht anrechnen, Abrum! Hat sie sich doch selbst ums Leben gebracht!“

Moschko sah den Alten noch einmal aus irren Augen an. Dann sank er gebrochen auf den Haufen alter Kleider zurück und seine Lippen stammelten Gebete.

Abraham riß einen Schafpelz und einen Anzug vom Nagel, warf zwei Goldstücke auf den Tisch und stürzte auf die Gasse. — — —

„Se, Abrumko, wo bleibst Du so lange?“ Ivan steckte den struppigen Kopf aus der Falltür.

„Moschko war nicht zu Hause!“ brummte der Alte. „Bleib' unten, Ivan Gabrilowitsch, ich bring' die Sachen mit!“

„Kommst mit?“ fragte der Russe und schlüpfte in den Pelz.

„Ja!“

„Bist ja gewaltig kurz angebunden, Abrumko!“ lachte Ivan und griff nach der Brieftasche.

„Laß!“ sagte der Alte. „Bis drüben!“

„Ist gut!“

Ivan folgte dem Juden durch den langen Gang ins Freie. Dann schlichen die beiden Männer geduckt quer über das Gehölz zum Moor. „Die Zeichen stehen doch noch?“ fragte der Russe und setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen. „Abrumko?“ flüsterte er dann, denn er glaubte ein leises Lachen zu hören. — Der Alte schwieg.

Jetzt kam die schmalste Stelle des Weges. Raum zwei Schuh breit standen die Zeichen auseinander. Ivan tastete sich langsam vorwärts, die rechte Hand von Weidenzweig zu Weidenzweig streifend.

Gott und der heiligen Mutter von Kasan sei Dank! Nun war das Aergste bald überstanden!

...Richter
 ...alles be
 ...offizielle
 ...Deutsch
 ...Mündigke
 ...die andere
 ...in die de
 ...deuts
 ...aus
 ...ja als
 ...Wenn
 ...dieses
 ...sehen
 ...noch
 ...Bildung
 ...aus
 ...schen, und
 ...hohen
 ...kieren, d
 ...über der
 ...die gleiche
 ...angen we
 ...Ein be
 ...Greffe
 ...stand auf
 ...Ingenie
 ...im allg
 ...und Auf
 ...werden, i
 ...den Günst
 ...des Kriegg
 ...von dies
 ...die
 ...in
 ...istage
 ...mit feine
 ...nisiati
 ...breit mit
 ...tungen D
 ...betreffend
 ...für es d
 ...bewusst
 ...was
 ...sich und
 ...Das deu
 ...in den
 ...Folge

Der deu
 Sie
 Großes
 Die Franz
 schlich von
 — Bei
 schenfeuer u
 — Die



Gutes Einvernehmen mit den Quartierwirten: Herzlicher Abschied im besetzten Nordfrankreich.

Da fühlte der Russe sich plötzlich nach links gedrängt; nach links zu in das tiefe, grundlose Moor.
„Abrumfo!“ schrie er. „Bist Du toll geworden? Gehst's um mein Geld, Abrumfo?“

„Um Dein Leben geht es, Sund! Hinunter mußt Du wie die arme Jutta, hinunter!“
Und das tiefe, das grundlose Moor schloß sich um die engverschlungenen Leiber der wütend kämpfenden Männer.

Gescheitert.

(Fortsetzung.)

Roman von Viktor Gelling.

(Nachdruck verboten.)

Zu dem Dragoner-Regiment „Viertes Schleßisches Nr. 7“, das in Neuburg garnisonierte, ist Freiherr Gog Fodor von Reichenhausen als Oberleutnant kommandiert worden. Zugleich mit ihm ist Müllers von der Artillerie zu dem erstlustigen Regiment versetzt worden. Beide sind, ohne ein Wort zu wechseln, zusammen gefahren und im selben Hotel abgestiegen. Fodor von Reichenhausen besuchte zuerst seinen Vetter Egon, dessen junge Frau ihm als Wohnung die Villa Reisen vorläßt, die sie gemeinsam beschließen wollen. Egon von Reichenhausen war Mittmeister im Regiment und ging ganz im Dienst auf. Die Villa der verwitweten Frau v. Reisen hatte inzwischen von Müllers gemietet und Fodor, der in die Frau seines Veters bereits verliebt war, wählte eine Wohnung in der Nähe von Hilba beziehen. Oberst Darr, der zwei Töchter besaß, gab eine Gesellschaft, zu der außer unsern Bekannten auch Oberleutnant Dees und Rittgutsbesitzer Hartmann mit Frau und Tochter geladen war. Hilba erzählte nach Ausbebung der Tafel Fodor, daß Müllers ein ganz netter Mensch sei. Fodor erwiderte, daß Müllers doch nicht ins Regiment passe, da er bürgerlich sei und die meisten Offiziere dem alten Adel angehören. Hartmann, der sich mit Frau und Tochter bald verabschiedete, hatte Gefallen an Müllers gefunden und ihn zu einem Besuch auf seinem Gute Seeburg eingeladen. An einem Sonntag machte Müllers den zugesagten Besuch. Dabei erzählte ihm Hartmann, daß sie anlässlich der Anwesenheit von Frau Reisen und deren Schwägerin Euse Röchling ein Gartenfest veranstalten. Aus diesem Fest machten die jüngsten Beamtens des Regiments, Brittwitz und Leinsdorf, die man die Weienstücker nannte, Hannchen Hartmann und Euse Röchling eizig die Kur. Mittmeister Egon von Reichenhausen hat ein Sanatorium aufsuchen müssen und Müllers, der noch Artillerie-Uniform trägt, ist mit der Führung der Schwadron betraut worden. Zwischen Fodor und Hilba hat sich ein Verhältnis angeknüpft, das schon zu Verwerfungen Anlaß gibt. Er hat schon die Absicht, wenn sich Hilba scheiden ließe, sie zu heiraten, doch dachte er daran, daß die Familie Hilbas nicht sehr begütert war. Hilba hatte Neuburg verlassen, sie ist mit Frau Reisen nach Heiligendamm gereist. Fodor, der sich mit dem Gedanken trägt, mit Frau Reisen, die sehr vermögend ist, ein Verhältnis anzuknüpfen, ist zu einem Standgericht bezogen. Auf seine Verurteilung wird ein Unteroffizier, der mit der Frau je ne sais quoi angebandelt verurteilt wurde, eine Verleumdung schwer verurteilt. Christian Dees ist nach Potsdam versetzt worden und hat sich vorher mit Pauline Darr verlobt. Fodor hat gespielt und Sünden gemacht. Da ihn die Gläubiger hart bedrängten, ging er zu Müllers, der ihm schon einmal geholfen, und suchte die Summe zu leihen. Dabei betonte er, daß ihn ein Bürgerlicher am meisten dränge. Müllers lehnte jede Hilfe ab und nach vieler Mühe verschaffte sich Fodor die Summe in Breslau. Dann schrieb er Hilba, daß er sie besuchen werde. Da Hilba an dem Tage verreist war, schmückte sich Hilba damit, daß sie sogar die Frau eines Oberleutnants zur Defamation eines Gedichts begeisterte. Unter dem Namen eines Barons Hannin verlebte Gog einige Tage in Heiligendamm.

(Fortsetzung.)

19.

„Haben Sie gute Nachrichten von Ihrem Vetter, Gog?“
„Gewiß. Nachrichten aus einem Sanatorium lauten immer gut.“

„Bis es dann eines Tages heißt, daß der Simulant auf Zimmer 16 gestorben ist.“

Oberleutnant d. R. Kinde ritt neben Fodor. Da Fodor jetzt diese Schwadron führte, bei der Kinde übte, wollte er sich auf alle Weise bei ihm beliebt machen. Da er schnell verstand, hatte er schon gemerkt, daß Gog von Reichenhausen nicht übermäßig gern an den Mittmeister erinnert werden wollte. Ob er etwas gegen den hatte? Und warum?

Schneller hatte er herausgefunden, daß Gog ein Gegner von Müllers war. Herr Kinde bewunderte Müllers aufrichtig, er ließ kein Rennen aus, in dem Bernhard Müllers in den Sattel stieg. Aber er verstand es, seinen Mantel nach dem Wind zu hängen.

„Sagen Sie bloß, Herr von Reichenhausen — mich als Reserveoffizier geht es natürlich nichts an, aber interessant ist es doch und vor allem betäubend: Wie war es möglich, daß in diesem stolzen Regiment mit einem Male so viele — nichtadlige Namen vertreten sind?“

Fodor zuckte die Achseln.

„Früher war das Regiment eine Festung, in die Leute, die nicht hineingehörten, eben einfach keinen Zutritt hatten — ich rede selbstverständlich nur von den aktiven Herren. Müllers — na ja, ich muß sagen, er reitet sehr nett, aber das ist doch kein Grund, daß er gleich Vierter Schleßischer wird.“

Fodor nickte.

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, lieber Kinde, aber ich sage überhaupt nichts mehr. Das Thema ist hier genügend ventiliert worden. Die Herren wollen es ja nicht anders haben. Jetzt sollen sie selbst sehen, wohin sie mit ihrem Nachgeben kommen. Ich betrachte den ganzen Prozeß, der sich hier vollzieht, nur noch mit pathologischer Neugier. Von mir aus können sie sämtliche Großschlächter und Börsenjobber angehen, daß sie ihre Herren Söhne im Regiment dienen lassen.“

*) Für unsere neuereintretenden Leser bringen wir in dem ersten Abschnitt eine kurze Wiederholung der in den früheren Kapiteln bereits erzählten Vorgänge.

„Na, na — so schlimm wird's ja nicht werden, Herr von Reichenhausen. Wenn natürlich alle Herren, die ihr Wort als gewichtig in die Waagschale werfen können, so resigniert zusehen, wie Sie, Herr Baron —“

„Da mühte ich ersichtlich viel überflüssige Zeit haben! Nein, solche Experimente überlasse ich neidlos den anderen, dem Stamm des Regiments. Wenn sie mit ihren Vorurteilen brechen —“

„Das ist es eben, sie geben die geheiligte Tradition auf.“
„Macht Ihnen alle Ehre, Herr Kinde. Also, wenn diese Leute verbourgeoisieren wollen, immerzu. Auf die nächste Generation darf man gespannt sein. Aber — ich erlebe die nicht mehr hier.“

Im Frühstückszimmer, das Gog von Reichenhausen fast nie aufsuchte, berichtete Oberleutnant d. R. Kinde: „Ich habe mich sehr angeregt mit Reichenhausen unterhalten. Er hat so viel Selbstbewußtsein, wissen Sie, und dabei ist er wirklich ganz geistreich.“

Man rüstete aufs Kaisermanöver. Der Herbst kündigte sich an. Ein goldheller Ton war in der Luft. Sonnensfunken lag über dem roten Weinlaub, das die ganze Rückseite des Offizierskasinos umspannen hielt. Die Freitreppe vom Frühstückszimmer in den Offizierspark hinab schien beiderseits von Feuerstreifen eingesäumt, die die weißen Steinmauern deckten. In der Rotbuche, die nahe der Freitreppe stand und mit dem Wipfel in die Sonne ragte, wiederholte sich gedämpft das Farbenspiel. Die Buchen glänzten in jättem Gold, und dazwischen schüttelten die silberstämmigen Birken ihre Blätter.

Auf den Feldern wurde gemäht. Die Halme gingen den Schnittern bis an die Schläfen. Die „Neuburger Pflüge“ war eine besonders fruchtbare Insel in dem fruchtbaren Landstrich.

Im Schlossgarten von Seeburg flammten die Gladiolen und Georginen. Brittwitz und Leinsdorf nahmen Abschied. Sie hatten sich vorgenommen, heute doppelt lustig zu sein. Aber sie waren beide etwas bedrückt.

Der Herbst und das Scheiden lagen in der Luft.
„Jetzt gibt es drei Wochen lang nichts als Erbswurst mit Speck.“

„Oder Speck mit Erbswurst.“
„Wer's glaubt!“ lachte Euse von Röchling. „Wir binden Sie das nicht auf. Ich bin doch selbst in einem Bivak gewesen. Bei den Liegnitzer Grenadieren. Da ging es ganz locker her, ich glaube, es gab Schinken in Burgunder.“

„Aufschnitt!“
„Aufschnitt auch. Natürlich! Und zu trinken, so viel sie wollten. Wir hatten unsern Vetter Lutz besucht. Gott, war das fidel!“

„Man muß sehr genau unterscheiden, ob es sich um ein simples Manöver handelt oder um ein Kaisermanöver,“ belehrte Leinsdorf die jungen Damen.

„Ein Kaisermanöver ist doch auch nicht anders. Nur, daß Majestät da ist,“ meinte Puttchen Hartmann. „Das ist doch nur fein.“

„Und dann werden mehr abgesägt als sonst und bekommen den Zylinder, und das ist Ihnen ja bloß angenehm!“ setzte Euse Röchling hinzu. „Vorausgesetzt natürlich, daß es Sie nicht selbst betrifft.“

„Davon kann wohl nicht die Rede sein.“
„Gnädigste Baronin unterschätzen unsere taktischen Kenntnisse und strategischen Erfahrungen.“

„Die möchte ich mal sehen! Werden Sie nicht Ihre Memoiren schreiben, Herr von Brittwitz?“

„Ausgeschlossen!“
„Sie sind wohl kein Schriftsteller?“
„Nah! — Ich bin froh, daß ich meinen Namen orthographisch schreiben kann.“

„Alle beide?“
„Alle beide!“

„So gefallen Sie mir schon besser, Herr von Brittwitz. Es schadet gar nichts, wenn man sich ab und an etwas schlechter

macht, als man ist. Und ich finde, etwas sehr selbstbewußt sind Sie alle in Neuburg."

"Das haben Sie sich wieder nicht richtig überlegt, Baronchen. Wir sind nur distinguiert."

"Beziehungsweise apart," ergänzte Leinsdorf. "Rassig!"

"Sinnlich, wie Sie das sagen!"

"Stilisiert," verbesserte Gusti Brittwitz. Er hatte den jungen Mädchen erzählt, er sei "Aesthet". Euse Röschling unterdrückte eine spöttische Anwandlung. Lothar von Hartmann aber, der die letzten Worte gehört hatte, ließ sein brausendes Lachen hören.

"Kinder," sagte er, "ich will Euch sagen, was Euch fehlt; Euch fehlt weiter nichts, wie wieder mal so'n frischer, fröhlicher Krieg!"

"Mag sein. Das steht aber nicht in unserer Hand. Wir können doch dem Kriegsgott keine Postkarte schreiben, er möchte nun endlich mal anfangen —"

"Nee — wenn's Bismard wäre, ging's vielleicht noch. Aber so — fauler Friede!"

"Klar wie immer!" Gusti Brittwitz zitierte:

"Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier,

Aber Menschenopfer unerhört."

"Seien Sie doch froh, Herr von Brittwitz, daß wir gesegnete Friedenszeiten haben."

"Frieden? Und das sagen Sie mir, der ich schon mit einem Weine im Kaisermandöver stehe? Das ist wohl kein Krieg?"

"Aha — mit Erbswürst und Speck. Natürlich!"

"Für einen hochorganisierten Menschen ist das der Krieg. Und während dieser ganzen Zeit, wo uns der Donner der Geschütze umbrüllt, werden Sie hier friedlich wie auf einer Trauminfel sitzen."

"Ach!"

"Vor sich den lachenden Garten, weiße Gondeln, weiße Schwäne —"

"Bitte, einer ist schwarz!"

"... weidende Herden, silberblättrige Artischocken, buntgefärbte, holde Blumenbeete. — Wie lange — verzeihen Sie die Frage — werden Sie eigentlich noch auf Seeburg bleiben, Baroness de Röschling?"

"So lange, wie mich mein liebenswürdiger Gastgeber behält. Da meine Schwester noch gar keine Anstalten macht, mich von hier fortzuholen, werden Sie mich also auch nach dem Manöver — wenn Sie es überdauern! — noch hier vorfinden."

"Das nimmt mir eine Bentnerlast vom Herzen. Und Ihre Frau Schwester? Werden wir sie hier noch vorfinden?"

"Das weiß ich nicht. Vorläufig schwärmt sie von Hof und Gosleben. Sie erlebt dort seltene Momente. Momentan inspiriert sie ein baumlanger Amerikaner, der mit Lord Ritzener den Subanfeldzug mitgemacht und die ganze Welt auf seiner Nacht befahren hat, Asta ist ein kompliziertes Geschöpf. Ihr Leben braucht Inhalt."

"Kluger Frauen sind schrecklich für mich."

"Sie halten mich hoffentlich für sehr klug, Herr von Leinsdorf?"

"Sie halte ich für gefährlich."

"Danke!"

"Sie haben es ja sogar fertig gebracht, gestern beim Tennis unserm Gog einen dunkelroten Kopf zu machen. Wie war das nur möglich?"

"Herr von Reichenhausen hatte eine Züchtigung verdient. Er behauptete, es gehe mir ganz recht, daß ich jede Partie verliere. Ich passe niemals auf."

"Diese Verleumdung! Und was haben Sie ihm gesagt?"

"Ich habe ihn gefragt, ob er einen Baron Fannin kenne, und das wirkte wie ein Wunder."

"Das sah ich. Und der Zusammenhang?"

"Dieser Herr von Fannin ist ein rätselhafter Mensch, ein äniigmatischer Mann, der in Heiligendamm drei Tage und drei Nächte aufgetaucht ist und rote Lederhandschuhe getragen hat, die mit „Gog von Reichenhausen“ gezeichnet sind. Meine Schwester ist nicht nur sehr klug, sie hat auch eine sehr kluge Kammerfabe, und diese Kammerfabe hat im Salon, den meine Schwester gemeinsam mit Gilda Reichenhausen bewohnt, einen solchen roten Handschuh gefunden. Und diesen Handschuh hat niemand anders im Salon liegen lassen, als Herr von Fannin. Dieser Herr von Fannin aber ist, wie die Jose meiner Schwester festgestellt hat, das einzige männliche Wesen, das in Abwesenheit meiner Schwester in besagtem Salon gewesen ist."

"Ein Hotel Dieb —"

"Ein sehr gefährlicher sogar. Einer, der die Handschuhe eines gewissen Gog von Reichenhausen getragen hat, und einer,

dessen bloße Erwähnung Ihrem Herrn von Reichenhausen das Blut in die Wangen treibt. Ich habe dieses Resultat meiner Schwester Asta gemeldet. Sie wird darüber entzückt sein. In ihr steckt ein Stück von Sherlock Holmes."

"Das ist Gusti Brittwitz' Lieblingslektüre."

"Tempi passati! Ich habe Dir nun oft genug gesagt, ganz Edler Herr von Leinsdorf, daß ich keine Romane lese. Ich erlebe sie."

"Und ich wünsche Ihnen dazu von ganzem Herzen Glück," sagte Susanne von Röschling.

20.

Nicht ohne Nüchternung dachte Fedor an sein Zusammensein mit Gilda in Heiligendamm. Die tödliche Verlegenheit, in der er sich befunden hatte, mußte den Schritt, den er getan hatte, eben entschuldigen. In der ersten Linie kamen die Pflichten gegen sich selbst, und er hatte sich Gilda aus Selbsterhaltungstrieb anvertraut. Trotzdem peinigte es ihn, daß er nun der größte Schuldner Gildas war. Sie hatte ihm einen Schmuck zur Verfügung gestellt. Der war so schön, daß er damit all seine Schulden vierfach hätte bezahlen können.

Eine abscheuliche Situation! Aber ändern ließ sich das nun nicht mehr. Er hatte das Opfer, das ihm die verliebte Frau brachte, angenommen und einen Teil des Schmuckes versteckt. Was noch an Kleinodien in der Schatulle lag, sollte Gilda unangestastet wiederbekommen. Und schließlich — das Blatt mußte sich doch auch mal wieder wenden! Er würde gewinnen, wie er so oft in seinem Leben gewonnen hatte. Dann konnte er alles wieder einlösen und die Schuld wett machen. Vielleicht kam ihm dann Asta zu Hilfe. Sie hielt ihre Briefe zwar immer noch etwas unpersonlich, aber gefallen hatte er ihr nun einmal.

Fatal war nur die Geschichte mit dem Handschuh. Daß ihm das gerade passieren mußte, einen unnötig mit vollem Namen gezeichneten Handschuh zu verlieren! Ja nun, Gilda würde die Sache schon wieder ins richtige Gleis gebracht haben. Etwas Schauspielertalent hatte sie ja, Gott sei Dank, und schließlich ist die Liebe keine schlechte Lehrmeisterin dazu.

Und wenn es schließlich herauskam, daß er in Heiligendamm gewesen war, was konnte denn daraus folgen? Asta Felsen war doch wohl viel zu verständig, um das an die große Glocke zu hängen. Es kam nur darauf an, ihr einen plausiblen Grund für die Reise anzugeben, und der war zum Greifen nahe!

Er setzte sich deshalb sofort an den Schreibtisch und log ihr eine kleine Geschichte zusammen. Der Wunsch, sie wiederzusehen, habe ihm keine Ruhe gelassen, und so habe er versucht, sie aufzusuchen. Zu seinem größten Kummer sei sie nicht dagewesen. Er sei trostlos darüber.

"So," sagte er, als er den Brief mit der nötigen Phrazeologie versehen hatte, "mehr kann ich ihrer Eitelkeit beim besten Willen nicht schmeicheln."

Der Brief war das treue Spiegelbild seiner Seele.

Frau Asta wollte und mußte er gefallen, da gab es kein Wenn und Aber. Es durfte sich nichts ereignen, was die glücklichen Anfänge, die er schon gemacht hatte, wieder vernichtete.

Wenn er mit seinem ganzen Willen wollte, mußte es doch gehen. War er denn nicht ein „verfluchter Schwerenöter"? Hatte man dann keine Kraft? Hat man keinen Willen?

Wie stark er ein weibliches Herz zu beeinflussen imstande war, das hatte er doch eben erst wieder in Heiligendamm gesehen. Die Abschiedsziene stand wieder deutlich vor seinen Augen. Gilda, die hilfsbereite, opferfreudige Gilda, war ja ganz aufgelöst gewesen. Sie hatte die Arme gerungen, die Hände. Sie hatte sich auf die Chaiselongue geworfen und geschluchzt. ...

Nein, er hatte seine Sicherheit noch nicht verloren. Er würde in Astas Herzen seinen Platz erobern. Wenn sie auch noch — dieser Schöngest, der sie war! — in ihren Briefen die denkbarste Zurückhaltung bewahrte — auf die Dauer würde auch sie ihm nicht widerstehen. Sie hielt sich wohl momentan noch in Reserve; um das Deforum zu wahren, um den bekannnten und lieben Verwandten kein Schauspiel zu liefern, um ihr Wittwenjahr ruhig verstreichen zu lassen. Aus beiläufigen Gesprächen, von jenem unangenehmen Herrn von Bornhövede zum Beispiel, hatte er es ja gemerkt, daß die gehässige Mitwelt die schöne und reiche Erbin mit Argusaugen beobachtete. Das mußte die kluge Frau warnen. Rücksichten nach außen hin ließen sich für eine alleinstehende Erbin nicht umgehen. Aber schließlich brannte auch in Astas Blute ein Fieber. ...

Er packte die Koffer.

(Fortsetzung folgt.)

Erholt sich die Hausfrau, wenn sie eigene Küche während der Ferienreise führen muß?

Carmen Sylva, deren „Liederfroher Mund“ neben andern, auch viel Weisheiten für die Hausfrau und Mutter ersonnen hat, sagte in einer Plauderei, die in einer rumänischen Frauenzeitung im Mai 1913 erschien, folgendes: „Die Last der liebenden Frau entsteht nicht aus der Pflicht allein, sondern aus dem Umstand, wie sie diese Pflicht erledigt.“

Das ist ein wahres Wort, das ich freilich erst durch meine liebe Mutter kennen lernte.

Ich bin Mutter von fünf Jungen, die alle sehr gesund, aber sehr hochaufgeschossen und mit einem sagenhaft glücklichen Appetit begabt sind. — Sonst verbrachten wir die Ferien in unserm kleinen, engen Städtchen und begnügten uns damit, möglichst viel im Freien zu sein. Im verfloffenen Jahr aber wollte unser Hausarzt, obwohl er von der Schmalheit des eheherrlichen Geldbeutels eine genaue, durch langjährige Freundschaft erworbene Kenntnis hatte, daß die Kinder an die See gingen. Ein billiges Bad war bald gefunden. Nun aber kam die Magenfrage. Unter drei Mark war es nicht möglich, die billigste Pension für je ein Kind zu erlangen. Dabei wurde nur $\frac{1}{2}$ Liter Milch pro Kopf und Mägdlein gewährleistet. Der große Junge, aber, der schon die Sekunda besucht, hatte daheim bisher zwei Liter getrunken. Sollte er jetzt in seiner Erholungszeit schlechter versorgt sein? Da schaffte die gute Großmutter einen Rat, der so prachtvoll war, daß ich denselben den lieben Mitmüttern in ähnlicher Lage nicht vorenthalten mag.

Mit uns, dem nötigen Kochgeschirr, den ältesten Bestecks und nicht einwandfreiem Geschirr wanderte ein per Fracht gesandter großer Reiseforb mit Konserven aller Art an unsern Bestimmungsort.

Da waren zuerst eingeflochte Fleischsachen, die meine Mutter in Weckgläser, die sie seit Jahren hält, sterilisiert hatte.

Rouladen geschmorte, auch mit etwas Semmel — wie daheim — zubereitete Beefsteaks, vor allem aber viel frische Würstchen, drei Paar zu 25 Pfg., die nur zehn Minuten sterilisiert zu werden brauchen, wanderten mit uns. Von Geflügel sah meine Mutter ab. Es wurde ja auch daheim nur zu Festzeiten bei uns verspeist. Sie achtete auch vor allem darauf, daß keine ausgiebige Saucen die Gläser füllten, sondern, daß möglichst viel Fleisch darin enthalten war. Die Saucen vollbrachte ich beim Gebrauch mit Leichtigkeit. — Als Gemüse packte sie besonders Spinat ein, den sie (drei Pfund für zehn Pfennig) im

ganzen 24 Pfund eingewekelt hatte. Grünlinge und Pfefferlinge kamen 25 Pfund mit. Sie wurden zweimal die Woche mit Nührei oder Sebei sehr gern von der ganzen Familie gegessen. Da unser Haushalt auch daheim niemals der Suppen entbehrte, so war die natürlich noch eine brennende Frage.

In dem großen Vorratsfob war aber auch sie wunderschön gelöst. 60 Päckchen der vorzüglichen und sehr ergiebigen Maggischen Suppen verschafften uns den gewohnten Genuß. An jedem Sonntag und wenn etwa statt des Fleisches einmal der Eierkuchen mit geschmorten, im Seebad nicht teuren Heidelbeeren auf dem Speisezettel stand, nahmen wir zwei Päckchen à 15 Pfg. von Maggis Suppen, während die übrigen nur à 10 Pfg. kosteten. Besonders die herrlichen Krebs-, Ochsenchwanz- und Modturtlesuppen wurden auch von den Knaben gern gegessen. An die ersteren spendierte ich Sonntags von dem Suppenspargel, den die mütterliche Liebe ebenfalls nicht vergaß.

Gries, Reis, Maggis Würze in Flaschen, die sich zur Herstellung der Saucen des eingewekelten Fleisches nebst den kräftigen Maggis Bouillonwürfeln bei der „schnellen Reisefische“ als absolut notwendig und sehr sparsam herausgestellt hat, Zucker, Makaroni, sowie gute Nudeln, welche die Kinder zum Abend mit etwas Schinken, der natürlich ebenfalls aus Westfalen besorgt, sich vorfand, gedämpft aßen, waren auch von der guten Mutter und Großmutter besorgt.

Am Ende unseres Seeaufenthaltes von 26 Tagen ergab es sich nach genauester und zuverlässigster Buchführung, unter Zugrundelegung der von meiner Mutter gemachten Auslagen, für die sie Belege hatte, daß wir täglich für unsern aus neun Personen bestehenden Reisehaushalt 14 Mark verbraucht hatten. Dabei war Milch mit täglich zehn Litern und zweimal in der Woche frische Fische, die es in Gestalt von Flundern und Schollen allerdings sehr billig und herrlich frisch gab, vermerkt. Für die Wohnung, welche aus Küche und fünf Zimmern, da mein Mann eins zur ungestörten Benutzung haben mußte, sowie einem Raum, in dem die zwei Diensthboten gut und lustig nächtigen konnten, bestand, entrichteten wir im Ganzen 120 Mark, so daß unsere Reise — außer der Eisenbahnfahrt und den kleinen Summen für Segelpartien und Sport, die ich nicht nenne, weil sie sich ja doch bei jeder Familie anders stellen müssen, die Gesamtsumme von 484 Mark erreichte.

Marta Schneider, Pastorsgattin.

Die neue italienische feldgraue Uniform. Unser Bild zeigt rechts einen Soldaten und links einen Offizier in feldmarschmäßiger Ausrüstung.

Zweites Bild:

Eine Ulanenpatrouille ist auf den Feind gestochen und dringt nun in ein zerstörtes Haus ein, in dem sich die feindlichen Soldaten versteckt haben.

